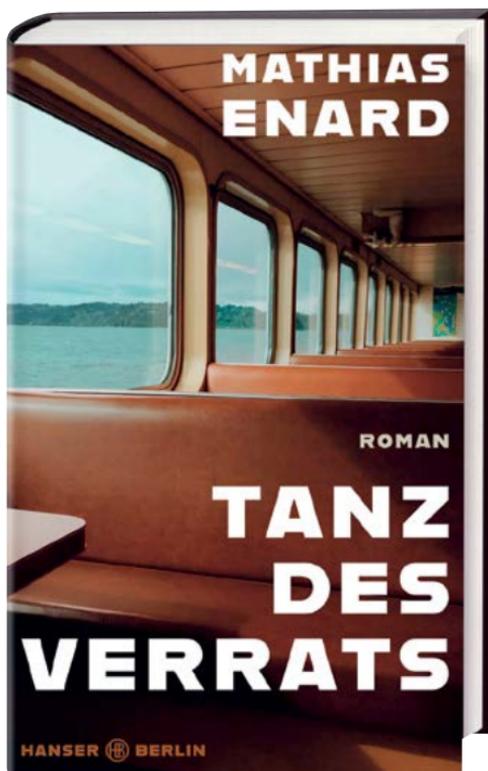


Leseprobe aus:  
**Mathias Enard**  
**Tanz des Verrats**



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf  
[www.hanser-literaturverlage.de](http://www.hanser-literaturverlage.de)

© 2024 Hanser Berlin in der Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

 HANSER BERLIN





**MATHIAS  
ENARD**

**TANZ  
DES  
VERRATS**

Roman

Aus dem Französischen  
von Holger Fock  
und Sabine Müller

Hanser Berlin

Die französische Originalausgabe erschien 2023  
unter dem Titel *Désertes* bei Actes Sud, Arles

Die Übersetzer danken dem Freundeskreis zur  
Förderung literarischer und wissenschaftlicher Über-  
setzungen für das großzügige Stipendium aus  
Mitteln des baden-württembergischen Ministeriums  
für Wissenschaft, Forschung und Kunst.

1. Auflage 2024

ISBN 978-3-446-27956-8

© 2023, Actes Sud

Alle Rechte der deutschen Ausgabe

© 2024 Hanser Berlin in der

Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

Umschlag: Anzinger & Rasp, München

Motiv: © Michael Wriston

Satz: Sandra Hacke, Dachau

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany



**MIX**  
Papier | Fördert  
gute Waldnutzung  
**FSC® C014496**

Und ich drückte meine Wange, die nichts mehr  
kannte außer den Kuss des Gewehrkolbens, an ihre  
blühenden Wangen

Francis Jammes,  
*Fünf Gebete für Kriegszeiten*





Er hat seine Waffe weggelegt und sich mühsam von seinen Stiefeln befreit, zur Erschöpfung kommt jetzt auch noch ihr Geruch (Exkrememente, ranziger Schweiß). Die Finger auf den zerfaserten Schnürsenkeln sind dürre Griffel, an manchen Stellen sind sie leicht versengt; die Fingernägel haben die Farbe der Treter, er wird den Dreck, Schlamm, getrocknetes Blut, mit der Messerspitze wegkratzen müssen, aber erst später, jetzt hat er nicht die Kraft dazu; zwei Zehen, Fleisch und Erde schauen aus der Socke hervor, dicke, fleckige Würmer, die aus einem dunklen, am Knöchel knotigen Stamm kriechen.

Plötzlich fragt er sich, wie jeden Morgen, wie jeden Abend, warum diese Galoschen nach Scheiße stinken, es ist unerklärlich,

du kannst sie noch so oft in den Pfützen ausspülen, die du unterwegs entdeckst, sie mit raschelnden Krautbüscheln abreiben, nichts hilft,

dabei gibt es hier nicht so viele Hunde oder wilde Tiere, nicht so viele in diesen Höhen, die von Steinen, Steineichen, Kiefern und Dornengestrüpp überzogen sind, auf denen der Regen einen dünnen, hellen Schlamm und den Geruch von Feuerstein zurücklässt, nicht den von Scheiße, und es fiel ihm leicht zu glauben, das ganze Land stinke vom Meer über die Hügel mit den Orangenplantagen und Olivenhainen bis hinauf in die entlegensten Winkel der Berge, dieser Berge, wäre es nicht er selbst, sein eigener Geruch, nicht der seiner Schuhe, aber das will er noch nicht einsehen, und so schleu-

dert er die Latschen an den Rand des Steilhangs, der ihn davor bewahrt, von dem etwas höher entlang der Schlucht verlaufenden Pfad aus gesehen zu werden.

Er legt sich mit dem Rücken auf das blanke Geröll, seufzt, der Himmel spielt ins Blauviolette, das abendliche Licht erhellt von unten die schnellen Wolken darüber, ein Malgrund, eine Leinwand für ein Feuerwerk. Der Frühling steht bevor, und mit ihm kommt der Regen, oft gießt es in Sturzbächen und die Berge verwandeln sich in von Kugeln durchsiebte Kanister, noch aus der kleinsten Vertiefung sprudelt eine mächtige Quelle, während die Luft nach Thymian und Obstblüten riecht, weiße Flocken, die der Sturm mit dem Regen zwischen die Mäuerchen geweht hat. Es ginge mit dem Teufel zu, würde es jetzt zu regnen beginnen. Seine Stiefel würden allerdings sauber werden. Die Galoschen, der Drillich, die Socken, von denen er zwei Paar besitzt, die gleichermaßen steif, spröde, abgetragen sind. Mit dem Körper beginnt der Verrat,

seit wann hast du dich nicht mehr gewaschen?

vier Tage marschierst du schon die Grate entlang, um den Dörfern auszuweichen,

das letzte Wasser, mit dem du dich besprengt hast, roch nach Benzin und hinterließ einen Ölfilm auf der Haut,

von Reinheit bist du weit entfernt, bist ganz allein unter dem Himmel und schaut nach den Kometen.

Der Hunger zwingt ihn, aufzustehen und lustlos die letzten drei Hartkekse zu verschlingen, trockene braune Klumpen, wahrscheinlich eine Mischung aus Sägemehl und Knochenleim; einen Moment lang verflucht er den Krieg und die Soldaten,

du bist noch einer von ihnen, du trägst noch immer Waffen, Munition und Erinnerungsstücke aus dem Krieg,

du könntest das Gewehr und die Patronen irgendwo verstecken und Bettler werden, auch das Messer müsstest du liegenlassen, Bettler haben keine Dolche,

auch die Marschstiefel, die nach Scheiße riechen, und barfuß gehen,

auch die elende Joppe, und mit nacktem Oberkörper gehen,

nach dem Mahl leert er seine Feldflasche und pisst zum Spaß so weit wie möglich in Richtung Tal.

Er legt sich wieder hin, lehnt sich dieses Mal an die Felswand, den bauchigen Teil des Rucksacks unter seinem Kopf; im Schatten ist er nicht zu sehen, überlässt sich dem Ungeziefer (rote Spinnen, winzige Skorpione, Hundert- und Tausendfüßler mit Zähnen scharf wie Gewissensbisse), das auf seinem Oberkörper herumhüpfen, sich auf seinen fast kahlgeschorenen Schädel niederlassen, auf seinem Bart herumspazieren wird, der so stachelig ist wie ein Brombeerstrauch. Das Gewehr lehnt an ihm, Kolben unter der Achsel, Lauf zwischen den Füßen. Eingewickelt in ein Stück mit Teer imprägnierte Zeltbahn, die ihm als Decke und Dach dient.

Das Gebirge rauscht; über die Gipfel strömt ein wenig Wind, fällt ins Tal hinunter und vibriert zwischen den Sträuchern; die Schreie der Sterne sind eisig. Der Himmel ist jetzt wolkenlos, diese Nacht wird es nicht regnen.

Heiliger Schutzengel, behüte meine Seele und meinen Leib, vergib mir die Sünden, die ich heute begangen habe, und erlöse mich von den Taten meiner Feinde, trotz der Inbrunst des Gebets bleibt die Nacht ein gehetztes Raubtier voller Angst, ein Raubtier mit blutigem Atem, Mütter rennen durch Städte in Trümmern und schwenken die verstümmelten Leichen ihrer Kinder vor den rüdisigen Hyänen, die sie erst foltern, dann nackt und besudelt zurücklassen wer-

den, nachdem sie ihnen die Brustwarzen vor den Augen ihrer zuvor mit dem Schlagstock vergewaltigten Brüder herausgebissen haben, Entsetzen liegt über dem Land, die Pest, der Hass und die Nacht, diese Nacht, die einen immer umgibt, bis man irgendwann zum Feigling, zum Verräter wird. Bis man flieht und desertiert. Wie lange wird er noch marschieren müssen? Die Grenze liegt einige Tagesmärsche entfernt von hier, hinter den Bergen, die bald zu Hügeln aus roter Erde werden, auf denen Olivenbäume stehen. Es wird schwierig werden, sich zu verstecken. Viele Dörfer, Städte, Bauern, Soldaten,

du kennst die Gegend  
du bist hier zu Hause,  
niemand wird einem Deserteur helfen,  
morgen wirst du das Haus in den Bergen erreichen,  
dort, in der Schutzhütte, wirst du einige Zeit Zuflucht finden,  
deine Kindheit in der Hütte wird dich schützen,  
die Erinnerungen daran werden dich wärmen,  
manchmal überkommt dich der Schlaf so plötzlich wie die Kugel eines Heckenschützen.



Vor mehr als 20 Jahren, am 11. September 2001, auf der Havel bei Potsdam, an Bord eines Ausflugsdampfers, jenes kleinen Flussschiffes, das den schönen pompösen Namen *Beethoven* trug, schien der Sommer zu wanken.

Die Weiden waren noch immer grün, die Tage noch heiß, doch bevor die Sonne aufging, stieg ein eisiger Nebel vom Fluss auf, und von fern her, von der Ostsee kommend, zogen riesige Wolken über uns hinweg.

Am Montag hatte unser schwimmendes Hotel in aller Frühe Köpenick im Osten Berlins verlassen. Maja war noch immer rüstig, lebhaft. Um Bewegung zu haben, ging sie zwischen zwei Regengüssen aufs Oberdeck, unternahm einen Spaziergang zwischen Liegestühlen und Deckspielen. Bei unserer Ankunft war sie fasziniert von den grünen Kuppeln und der goldenen Spitze des Berliner Doms in der Ferne. Sie stelle sich vor, meinte sie, wie all die goldenen kleinen Engel aus ihrem steinernen Gefängnis kommen würden, um in einer Wolke von Akanthusblättern davonzufliegen, die die Sonne hochgeweht hat.

Das Spreewasser war mal dunkel- und mattblau, mal von rötlich schimmerndem Grün. In den Wochen zuvor war ganz Deutschland von Stürmen geschüttelt worden, deren Nachwehen bis hin zur Havel und zur Spree reichten, die im Spätsommer normalerweise eher niedrige Pegelstände hatten.

Wir glitten mit dem Schiff durch die Wirbel.

Ich erinnere mich an den Zufluss der Spree, die bewaldeten Inseln, das Salzlampenlicht, das die Wipfel der Schwarzpappeln sprenkelte, und die schlammigen Fluten des Landwehrkanals, die sich im Kielwasser des Schiffs mit dem öligen Wasser des Flusses mischten.

Maja und ich saßen, jede von uns in einem segeltuchbespannten Liegestuhl, auf dem hinteren Teil des Sonnendecks, genau genommen dem Achterdeck, und sahen zu, wie alles entschwand: Die Landschaft weitete sich, als würde das Schiff mit seinem Bug den grünen Blättervorhang weit öffnen.

Mit einigen Monaten Verspätung feierten wir das Jubiläum der Neugründung des Instituts durch Paul nach der Wende an der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften und ehrten zugleich den Gründer selbst. Genau genommen feierten wir das zwanzigjährige Jubiläum des Zentralinstituts für Mathematik an der Ostberliner Akademie der Wissenschaften 1981 und zugleich das Jubiläum der »Neugründung«. Vor allem ging es um die Würdigung von Pauls Arbeiten. Niemand fehlte, glaube ich – aus dem Osten waren alle Historikergrößen da, die neuen Institutsmitglieder ebenfalls, die Kollegen aus Berlin und auch von auswärts hatten fast alle ihr Kommen bestätigt. Manche, darunter Linden Pawley, Robert Kant und einige französische Forscher, waren sogar aus dem Ausland angereist. Der schwimmende Kongress fand unter dem Titel *Paul-Heudeber-Tage* statt, täglich waren zwei Panels vorgesehen, Zahlentheorie, Algebraische Topologie und eine Sitzung zur Geschichte der Mathematik, an der ich teilnehmen musste.

Nur Paul selbst fehlte.

Maja hatte gerade ihren dreiundachtzigsten Geburtstag gefeiert.

Maja trank literweise Tee.

Maja war fröhlich und traurig und schweigsam und redselig.

Wir wussten alle, dass sie hier an Bord der *Beethoven*, auf dem Kolloquium der Mathematiker, nichts zu tun hatte; wir wussten alle, dass sie hier unverzichtbar war.

Prof. Dr. Paul Heudeber  
Elsa-Brändström-Str. 32  
1100 Berlin Pankow  
DDR

Maja Scharnhorst  
Heussallee 33  
5300 Bonn 1

Sonntag, den 1. September 1968

Maja Maja Maja

Halten wir fest, was wir haben: die nackte Liebe.

Sie ist gewachsen in Abwesenheit und Dunkelheit: Du fehlst mir, und das ist eine Quelle. Ein Körper, ein Ring – alles trägt Deinen Stempel, und nur Deinen. Deine Ferne bringt die Unendlichkeit näher. Du allein ermöglichst mir, mich vor der Zeit, vor dem Bösen, vor der Flut der Melancholie zu verkriechen. Wenn ich ihre Rufe höre, frage ich mich, was aus meiner Jugend geworden ist.

Ich stopfe mir die Ohren mit klugen Berechnungen zu.

Ich stürze mich Areale hinab, die noch niemand betreten hat.

Ich erinnere mich an den September 1938. Das Feuer schwelte im Eisen, unser Feuer in den Ketten.

Wir hielten stand im Angesicht der künftigen Ruinen.

Wir haben standgehalten, zusammengeschiedet durch die Kraft der Erinnerung.

Wie wir heute in Angst und Hoffnung unerschrocken standhalten angesichts der Welt vor uns.

Irina ist gerade siebzehn Jahre alt geworden, kaum ein Wimpernschlag für einen Stern.

Ich kann es nicht erwarten, bis Ihr wieder hierherkommt.

Ich werde Zugeständnisse machen, ich werde Euch im Westen besuchen.

Ich habe Deinen schönen Beitrag über die Vorgänge in Prag in dieser schrecklichen Zeitung gelesen.

Unsere Auseinandersetzungen fehlen mir.

Dienstag reise ich nach Moskau zu einem Kongress.

Ich frage mich, was man dort über diese gefährlichen Zeiten denkt.

Moskau, mächtige Türme und Genossen.

Schreib mir.

Zu sagen, ich küsse Dich, ist eine Untertreibung.

Paul

*Die meisten Zugreisenden sitzen lieber in Fahrtrichtung.*

*Ein Historiker ist ein Reisender, der sich dafür entscheidet, nicht in Fahrtrichtung zu sitzen.*

*Der Wissenschaftshistoriker ist ein Historiker, der, entgegen der Fahrtrichtung sitzend, nach hinten blickt und, anders als die meisten Historiker, nicht aus dem Fenster sieht.*

*Die Mathematikhistorikerin ist eine Wissenschaftshistorikerin, die, mit geschlossenen Augen entgegen der Fahrtrichtung sitzend, zu beweisen versucht, dass die Züge von Arabern erfunden worden sind.*

Niemand hat gelacht.

Man muss dazusagen, dass ich die einzige Historikerin bei diesem Kolloquium war. Alle anderen waren Mathematiker, Mathematikerinnen, Physiker, Physikerinnen oder, noch schlimmer, Logiker. Alle, Frauen wie Männer, saßen in Fahrtrichtung. Hielten nach Neuerungen, Erfindungen, Entdeckungen Ausschau. Ich war die Einzige, die sich nicht so sehr für die glorreichen Beweise und Erfindungen von morgen interessierte, sondern für die süßen Mäander der Vergangenheit. Mäander der Vergangenheit, die ihr Licht bis in die fernsten Winkel der Zukunft werfen, doch während ich dort auf der Tagung sprach, spürte ich, dass die anwesenden Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler meinen Ausführungen über Nasiruddin Tusi und die irrationalen Zahlen nur aus Rücksichtnahme und einem dem Anlass geschuldeten Respekt vor mir und meiner Mutter lauschten, die trotz ihres hohen Al-

ters zwischen zwei Spaziergängen an Deck kein einziges Wort eines Vortrags verpasste.

Auf die Idee zu diesem schwimmenden Kolloquium war Maja gekommen; ich meine mich zu erinnern, dass der Generalsekretär Jürgen Thiele für den Abschluss der Tagung, die ursprünglich im Berliner Institut stattfinden sollte, »einen Nachmittagsausflug auf der Spree oder der Havel« vorgeschlagen hatte; Maja schmolte, die Spree oder die Havel, das sei ja bestenfalls Berlin, schlimmstenfalls Brandenburg, warum nicht auf der Donau, und Jürgen Thiele sah sie mit großen Augen an, die Donau sei aber sehr weit weg, und ich stelle mir vor, wie Maja zu lachen begann, einverstanden, dann eben auf der Havel, aber nur, wenn das gesamte Kolloquium auf einem Schiff stattfindet, und Jürgen Thiele war in großer Verlegenheit (wie er mir später erzählte), denn er wollte meiner Mutter für diese Tage der Würdigung keine Bitte abschlagen, seine Mittel waren jedoch begrenzt – die Geschichte mit dem schwimmenden Kolloquium erschien ihm weiterhin absurd, die Laune einer alten Dame.

Zu seiner Überraschung erhielt Thiele jedoch einige Wochen vor der Veröffentlichung des Aufrufs zur Teilnahme an den *Heudeber-Tagen* zwei Briefe mit gleicher Post: In einem bot die Mathematische Fakultät der Universität Potsdam an, die *Paul-Heudeber-Tage* gemeinsam mit dem Institut auszurichten, mit dem anderen gewährte die Georg-Cantor-Vereinigung für die Veranstaltung des Kolloquiums eine hohe Subvention (ohne dass Thiele darum gebeten hätte), die es ermöglichen würde, das Kolloquium auf dem Wasser abzuhalten (was er stillschweigend nach wie vor für abwegig hielt).

Einige Jahre zuvor hatte Pauls tragischer Tod in der Wissenschaftsgemeinde große Bestürzung ausgelöst; alle waren

der Einladung bereitwillig gefolgt, und obwohl die meisten Organisatoren (allen voran Jürgen Thiele, dachte ich) nicht wussten, was hinter Majas Wunsch steckte, wollte niemand sie enttäuschen. Die beiden Briefe kamen wie bestellt, und Jürgen wurde den Verdacht nicht los, sicher zu Recht, dass Maja zur Feder oder zum Telefon gegriffen hatte: Wenngleich sie sich seit den Bundestagswahlen 1998 theoretisch aus der Politik zurückgezogen hatte, besaß sie noch immer so viel Einfluss, den Geburtshelfern des Projekts »wohlwollende Aufmerksamkeit« zukommen zu lassen. Das Geld der Georg-Cantor-Vereinigung war willkommen; als Mitveranstalter setzte sich Jürgen Thiele mit der Universität Potsdam in Verbindung, die ihr zehnjähriges Bestehen feierte und bei ihrer Gründung von Paul unterstützt worden war: Viele der Mathematik Lehrenden waren seine Schüler gewesen.

Die *Paul-Heudeber-Tage* sollten demnach an Bord eines Haveldampfers stattfinden, dessen Konferenzraum groß genug wäre, um fünfzig Kongressteilnehmer aufzunehmen; die nicht aus Berlin stammenden Teilnehmer würden größtenteils in einem Hotel gegenüber der Pfaueninsel untergebracht werden, dessen Name an eine mittelalterliche Herberge oder einen Berggasthof erinnerte, *Zur Weißen Eule*, ein Gasthaus, von dem Maja mir bescheinigte, es existiere mindestens seit dem 16. Jahrhundert (ich fragte mich, woher sie wohl diese Gewissheit bezog), dessen aktuelles Gebäude – dorische Säulen, die einen monumentalen Balkon stützten, grüne Fensterläden, eine Fassade, umrankt von Kletterrosen wie im Märchen, die ihr mit zahllosen, fast schwarzroten Blüten ihre Wucht nahmen – Anfang des ersten Drittels des 19. Jahrhunderts von Karl Schinkel neu erbaut worden war. Die *Weiße Eule* lag mitten im Wald am Ufer des riesigen Sees, durch den die Havel floss. Nur die *Key Speaker* und die übrigen VIPs des

Kolloquiums waren auf der *Beethoven* einquartiert, denn es gab nur wenige Kabinen; dafür standen die »Tagesfahrten« allen offen: am Mittwoch, dem eigentlichen Tag der Ehrung, an dem es um Pauls Arbeit gehen sollte, Potsdam-Elbe, dann zum Abschluss der Festlichkeiten am Donnerstag eine Fahrt Pfaueninsel-Köpenick über Spandau. Nur einige hochrangige Gäste waren sonntags angereist, um am Montag bei der Fahrt des Schiffs von Köpenick zur Anlegestelle nach Wannsee dabei zu sein und einen zusätzlichen Kreuzfahrttag durch Berlin einzulegen.

Jürgen Thiele war voller Empathie, Unordnung und gutem Willen. Er war zwar noch Generalsekretär des Instituts, nahm sich dieser Aufgabe aber nur aus Verbundenheit mit Paul an, dessen Schüler er dreißig Jahre zuvor gewesen war; er gab bereitwillig zu, dass er es leid sei, diese organisatorischen Dinge zu übernehmen, Veranstaltungen durchzuführen, Aufgaben zu verteilen – ein Weihnachtsessen auf die Beine zu stellen, löst Panik bei mir aus, gestand er. Und ein Kolloquium mit fünfzig Teilnehmern erst, nicht auszudenken! Die Universität Potsdam hatte ihm eine Mitorganisatorin zur Seite gestellt, eine junge Doktorandin der Zahlentheorie, Alma Sejdíć, die mit ihrer Doktorarbeit eine logische Folge aus Pauls erster Vermutung beweisen wollte. Wie sich herausstellte, war diese Unterstützung ebenso fatal wie amüsan: Anstatt sich zu ergänzen, schienen diese beiden Kräfte sich entweder nutzlos zu vereinigen oder gegenseitig aufzuheben. Jedes Versäumnis wurde zweifach versäumt, jeder kleine Fehler doppelt begangen – immer im Gleichschwung wie bei einer Zeichnung mit zusammengebundenen Kugelschreibern: Parallelen, die sich trotz all ihrer Bemühungen nie treffen, von Euklid persönlich dazu verdammt.

Jürgen Thiele musste sein ganzes diplomatisches Ge-

schick aufbringen, um die Universität Potsdam nicht zu verärgern, wo man nicht verstehen wollte, warum es nötig sein sollte, nur wenige Kilometer von ihren Räumlichkeiten entfernt Geld für ein luxuriöses Flusskreuzfahrtschiff auszugeben – doch Jürgen Thiele hatte die Subvention durch die Georg-Cantor-Vereinigung als Trumpf ausgespielt, und alle fanden die Idee eines schwimmenden Kongresses *begeistert*.

Und so gingen Maja und ich nach diesem einige Monaten währenden Eiertanz am Montag, dem 10. September, wie vorgesehen in Köpenick an Bord, und mit uns Linden Pawley, dessen Flieger aus New York am selben Morgen in Tegel gelandet war, der unvermeidbare Robert Kant aus Cambridge und Jürgen Thiele – fünf Luxuskabinen standen uns zur Verfügung.



Seit seinem Aufbruch weckt ihn jeden Morgen kurz vor Sonnenaufgang die Kälte. Er zittert. Regt sich aber nicht, damit die Tautropfen, die schwarzen Perlen auf der Zeltbahn, nicht herabrieseln. Nachdem er sein Zelt zu einer kleinen Rinne zusammengefaltet hat, gelingt es ihm mit viel Geduld, seine Feldflasche um einige Zentiliter zu füllen und diesen eiskalten Morgenschweiß zu trinken, seine einzige Mahlzeit in der Frühe.

Sobald er seine störrischen Füße in die noch feuchten, schäbig grünen Strickschwämme gezwängt hat, macht er sich auf den Weg nach Norden, seinem Schicksal entgegen, die heillose Flucht und das Vergessen müssen ja benannt werden. Wieder einmal überlegt er, ob er das Gewehr aufgeben soll, es ist schwer und sein Riemen unbequem, zu kurz, seit er ihn abgeschnitten hat, um daraus einen Gürtel zu machen, mit diesem Messer, das noch immer so gut schneidet und zugleich Ausweis einer gefährlichen, von Blut berauschten Einsamkeit ist, er denkt nicht mehr nach, er marschiert schon, während die ersten Sonnenstrahlen die Schatten zwischen den Felsen absuchen. Von den Lichtpfeilen gekitzelt, schlagen die Spatzen, Grasmücken und Meisen mit den Flügeln und folgen dem langsam anhebenden Gesang des Morgens.

Er denkt so viel an die Vögel, ihre Gegenwart und ihr Gesang zehren an seinen Nerven, weil sie den Hunger in ihm schüren – es wäre so einfach, sich auf die Lauer zu legen, das Gewehr im Anschlag, die Nase im Wind, und zu warten, bis

eines dieser Vögelchen sich verrät, es zu erlegen und dann zu essen, aber die Wucht der Kriegswaffe würde nichts als Federn übrig lassen, der Schuss würde in den Höhenlagen weithin widerhallen, und selbst wenn sich ein großer Fasan oder ein Rebhuhn in seine Schusslinie verirrt, müssten sie gekocht werden, doch er hat nicht vor, auf seinem Marsch lange Pausen einzulegen, sich durch Feuer oder Rauch in Gefahr zu bringen.

Er hat beschlossen, das Haus zu erreichen.

Selbst in einer mondlosen Nacht würdest du  
die Hütte finden,

am Tag führt der Pfad zwischen Steineichen hindurch, die wegen der Trockenheit vereinzelt stehen; einige Mastixsträucher ducken sich zwischen den Felsen, verströmen, als er an ihnen vorbeimarschiert, den Duft einer Offizin, einer in Vergessenheit geratenen Apotheke; er sucht nach frischem, wildem Bohnenkraut, das im Frühling in den Bergen sprießt, um lange an einem Strauß zu kauen, der bitter, sauer, pfeffrig schmeckt – die Früchte der Erdbeerbäume haben, rot und rau, den Winter überdauert wie Weihnachtsschmuck, den man vergessen hat, sie schmecken schal wie alte Erdbeeren, es ist der fade Geschmack des Vergessens.

Diese Früchte sind winzige Gestirne, zum Greifen nahe Planeten, kleine, von Begierde und Hintergedanken errötete Monde, bei jedem Schritt entflammt die Sonne die Blütenblätter der Herlitzen, kein Laub überschattet ihr leuchtendes Gelb, an den noch nackten Zweigen erscheint wie von Zauberhand der erste Bruch mit dem Winter.

Vom eindringlichen Rauschen der Berge umgeben, marschiert er weiter wie der letzte Mensch,

beneidet die schwarzen Flecken am Himmel, Flugzeuge  
oder ferne Raubvögel.

Mit dem Hintern auf einem Stein – einem dieser aus der Erde ragenden blaugrauen Felsen, die ebenso glatt wie hart sind, sich in der Sonne schnell aufheizen und nach Metall und Feuerstein riechen – könnte man von Erinnerungen stumpfsinnig werden: Gab es ein erstes Beben, einen rauen Wind, die Voraussetzung für die Logik der Brutalität, ein dem Krieg vorausgehendes, brünstiges Röhren, dem man sich nicht entziehen kann? Nein, scheint ihm,

es hat dich einfach überrascht,

bald werden die schwarzen Nattern aus ihren Löchern kriechen und die Männchen werden sich auf die Suche nach Weibchen machen,

er schnürt seine Stiefel auf, öffnet die Schnallen und löst die Riemen. Die Abnutzung, das Wasser und die Kälte haben das Leder zerschlissen. Der Geruch nach Scheiße ist immer noch da. Seine Hände sind rau, die weißen Handteller mit dunkleren Schwielen übersät und hart geworden vom festen Griff, mit dem er die hölzernen Schäfte umklammert hat. Seine Finger haben Tabakflecken und enden in vergilbten Nägeln, auf denen dunkler Schmutz mäandert, an Daumen und Handgelenk sieht man die Adern; seine Wangen sind kratzig vom struppigen Bart, sein Haar klebt fettig am Kopf, ist vom getrockneten Blut zu stumpfen, dunklen Strähnen verklumpt,

du wirst das Haus vor Anbruch der Nacht erreichen,

das Haus, die Hütte, den Unterschlupf – ein Bild, das sich

sehr tief in seinen Erinnerungen und Hoffnungen eingegraben hat. Der Cairn seiner Kindheit. Hoch genug in den Bergen, damit sich niemand dorthin verirrt. Gut genug versteckt in der Bergwelt, um sich dort verkriechen zu können. Eine Zeitlang. Ein Teil des Dachs ist vielleicht eingestürzt, die runden, noch glänzenden Zypressenbalken zwischen den ungleichen Steinen werden nicht mehr von Dachziegeln bedeckt sein. Die sehr niedrige Tür. Der Vorbau auf der Vorderseite, die Holzstreben, die an die Arme Gottvaters erinnern, die beiden Pfeiler aus schlecht behauenen Steinen, Säulen für den Tempel eines grobschlächtigen Gottes. Die Fassade aus unverputztem Bruchstein. Das Dach aus alten gelben Tonziegeln,

du wirst wie früher mit dem Messer Gesichter in die Balken schnitzen können,

du hast fürchterlichen Hunger,

du hast Hunger bis in die Haarwurzeln,

bei dem Gedanken an die kleine Feuerstelle unter dem Vorbau der Hütte und ein Hühnchen, das dort in der Glut brät, windet er sich vor Schmerz,

du hast Durst,

er leert seine blecherne Feldflasche. Die angenehme Märzsonne färbt sich orange. Vom Meer her weht ein Wind,

du kommst voran,

auch wenn man ein wenig taumelt, weil einem schwindelig ist, muss man vorankommen. Sobald Gedanken aufkommen, lässt er sie ziehen. Er verscheucht sie mit den Füßen, hält sie fern durch Marschieren. Er überträgt seine Gedanken auf seine Stiefel, so dass sie zwischen den Steinen zerstieben. Dann schweigt alles in ihm, bis der große Fixstern des Hungers zurückkehrt.

Die verräterische Illusion, der Duft des kommenden Frühlings.

Das Meer, das seine rötlich blaue Fläche weiß umsäumt.  
So hoch in den Bergen ist das Meer nur eine bedrohliche  
Linie, ein Horizont des Schmerzes.

Seine fieberhafte Eile führt ihn immer weiter weg: Je länger er geht, desto weiter rückt das Haus in die Ferne.

Du knirschst zu laut,  
du musst dich vor dem Geröllfeld oberhalb der Hütte in  
Acht nehmen,

und im Sonnenuntergang liegend nach unbekanntem Bewegungen Ausschau halten – im Krieg ausgesetzte, verwilderte Hunde, Deserteure, Dorfbewohner, ferne Verwandte: alle fern ihrer Reliquien auf dem Weg in die Einsiedelei, um dem Leiden zu entkommen, um das lange Blutfasten zu beenden,

plötzlich raubt ihm der Frühling den Atem. Ein Frühling der Flügelschläge, der Felsblumen, der Dornensträucher, des weißen und blauen Rosmarins, des Surrens von Insektenflügeln – der Pfad, dem er folgte, ist einige Dutzend Meter zum Meer hin abgefallen; er schlüpft aus seiner schmutzstarrenden, von Schmiere und getrocknetem Blut besudelten Kleidung, steht mit nacktem Oberkörper in der Sonne, abwechselnd von der frischen Brise geleckert und von der kräftigen Strahlung geblendet, die auf seine Schultern brennt, auf die lange Narbe, die sich über seinen Rücken zieht, bis sie unter dem Rucksack verschwindet. Er hat genug von dem zu kurzen Schulterriemen, er hält seine Waffe wie ein Jäger, umschließt den Schaft mit der linken Hand, umklammert den Griff mit der rechten, wie man Geflügel am Hals packt, kraftvoll, aber lässig; der Verschluss ist unverriegelt, im Magazin sieht er das Messing einer Patronenhülse glänzen, einmal mehr möchte er sich den Unglücksbringer vom Hals schaffen,